Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 85 (2005)
Heft: 8-9

Artikel: Chamisso-Preis V : Francesco Micieli
Autor: Micieli, Francesco
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-167393

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Francesco Micieli

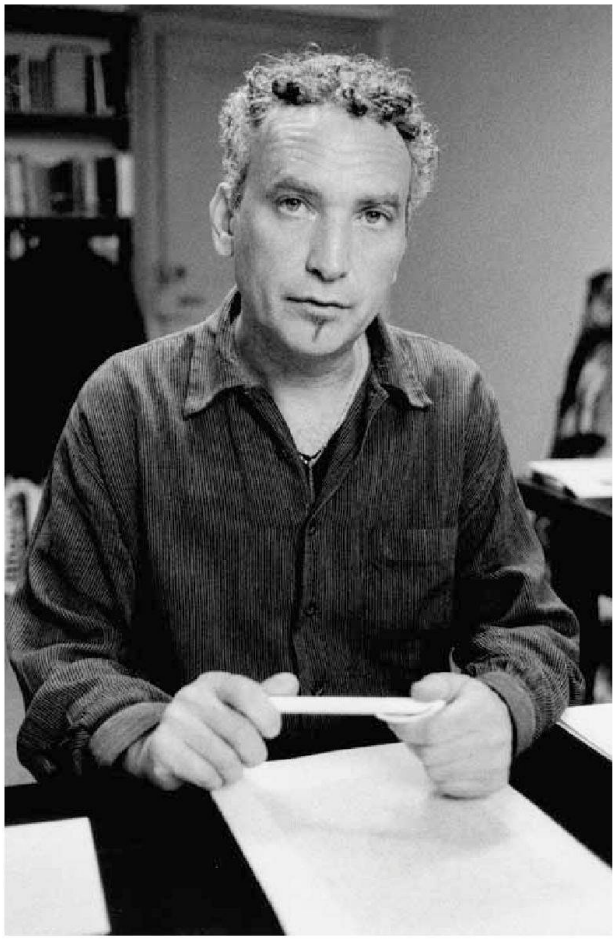

Photo: Christine Bettler

Im Fokus 2005: Preisträger des Chamisso-Preises
Februar: Aglaja Veteranyi
März / April: Catalin D. Florescu
Mai: Ilma Rakusa
Juni / Juli: Dragica Rajcic
August / September: Francesco Micieli

Der Adelbert-von-Chamisso-Preis wird seit 1985 an Autorinnen und Autoren nichtdeutscher Muttersprache für ihre Beiträge zur deutschen Literatur vergeben.

Ich habe mich lügend in die (bern-) deutsche Sprache gestohlen

«Es ist Winter.
Alles ist voll Schnee.
Ich kann schon ein Wort in der fremden Sprache.
Salü.»

(Aus: «Ich weiss nur, dass mein Vater grosse Hände hat», 3. Auflage, Bern 1998)

Kurz aufeinander musste ich mir zwei fremde Sprachen aneignen
Als ich 6jährig in meinem Heimatdorf S. Sofia d'Epiro in die Schule kam, war es das Italienische. S. Sofia gehört zu jenen wenigen Dörfern in Kalabrien, in denen noch altes Albanisch gesprochen wird.
Arbreshë. Eine Sprache, die meine Vorfahren, um 1450 n. Chr. auf der Flucht vor den Osmanen, aus Epiros mitgenommen haben.
Für mich war damals das Italienische eine aufgezwungene Sprache, eine Sprache, die in Verbindung stand zu strengen und schlagenden Lehrern. Eine Sprache der Befehle.
Die Liebe zum Italienischen kam erst viel später. Eine Aneignung, die Mühe und Helfer brauchte. Paperino, Topolino, Tex, Dante, Montale, Gazetta dello Sport, Unità, Svevo, Primo Levi, Pier Paolo Pasolini, um einige wenige zu nennen.
Zu jener Zeit stand in S. Sofia sehr wenig in Verbindung mit dem Italienischen. Es gab noch kaum Fernseher, kaum Radios. Nur ein paar Zeitungen in der Bar Beppe, politische Affichen, und Gesetze. Die Wörter, die mit den Sachen gekommen waren, empfanden wir nicht als fremdsprachlich: Makkin (Maschine, Auto), Frigorifer (Kühlschrank), Past (Pasta), Mortadelja (Mortadella), Television (Fernseher), usw.
Ich lernte Italienisch wie man eine Fremdsprache lernt, obwohl in der Schule nur diese Sprache gesprochen wurde und gesprochen werden durfte.

«Albanisch ist keine Sprache, sagt der Lehrer,
er spricht nur Italienisch.
Niemand verstehe uns.
Jetzt weiss ich, warum meine Eltern nicht verstanden werden im Ausland.»

(Aus: «Ich weiss nur, dass mein Vater grosse Hände hat», 3. Auflage, Bern 1998)

Kaum hatte ich mich in dieser Welt mit zwei Sprachkreisen eingerichtet, musste ich sie verlassen. Meine Eltern, die nach langem, demütigendem Suchen eine Wohnung gefunden hatten, holten mich in die Schweiz. Ich verliess das Dorf, einen zögerlich winkenden Grossvater und eine weinende Grossmutter an einem regnerisch-warmen Wintertag kurz vor Weihnachten.
Ich kam in eine weisse Gegend voller Schnee. Das Weiss machte mich orientierungslos. Ich fühlte mich in eine Welt ohne Koordinaten versetzt, mit einem Horizont, der nur bis zu meiner Hand reichte. Ich besass zwei Sprachen und konnte keine davon ausserhalb der Familie in Rede umsetzen.
Ich wurde nicht sprachlos, sondern stumm. Ich fühlte mich zum Kleinkind degradiert.
Nach dem ersten Salü begann ich langsam das Schweigen zu brechen. Es kam die Zeit des «Ja, ja» und des «Nein, nein».
Eine Woche Ja und eine Woche Nein, das war meine Methode. Mein Spiel.
Man ertappte mich dabei. Ich wurde zum Lügner. Zum Lügner in einer Sprache, die ich nicht verstand.
Du sagst immer ja.
Ja.
Du sagst immer nein.
Nein.
Damals hatte ich mich noch nicht mit dem Phänomen der sprachlichen Verneinung beschäftigt. Die sprachliche Verneinung kann nicht annullieren. Ein Urteil der Nichtexistenz besitzt auch den formalen Status eines Existenzurteils. «*Die Verneinung ist eine Art, sich dessen bewusst zu werden, was verdrängt wird und ist eigentlich selbst eine Aufhebung der Verdrängung, die jedoch nicht eine Bejahung dessen ist, was verdrängt wurde*», sagt Freud.
In der Nein-Woche war ich ein unmöglicher Mensch.
Damals dachte ich, dass man wegen mir in Lützelflüh behauptete, dass die Italiener lügen.
Erwischte man mich in einer Ja-Woche, dann konnte ich sogar zu den schlimmsten Anschuldigungen ja sagen.
Ihr fresst doch Katzen? Gib es zu!
Ja.
Katzenfresser, Maiser, Messerwerfer, Mafiosi, Gotthardchinesen.
Das alles wegen meines Spiels.
In der Schule gaben mir die Zahlen den nötigen Halt. Geschriebene Zahlen waren meine Freiheit, meine Rettung. Ich konnte sie riechen, sie zärtlich streicheln, konnte mich mit ihnen mitteilen. In der Welt der Zahlen war ich meinen Mitschülern gleichgestellt. Die Zahlen gaben mir Resultate und Erfolge. Ich stürzte mich in ihre Welt. Sie gaben mir das Sein und die Berechtigung dazu in einer Umgebung, in der ich die Rede verloren hatte.
Mit der Zeit – wie lange das dauerte, weiss ich nicht mehr – begann ich mit der Welt, die mich umgab, eine Art Freundschaft zu schliessen. Mit den Dingen kamen auch die Namen zu mir und vor allem ihr Ton: Schue-Schueu, Buuch-Buech, Haus-Aus (Alles), Haut (Halt) - Aut (Alt) - Haut (ist halt so), das obligate Miuchmäuchterli und Chuchichäschtli.
Ich lernte die neue Sprache so wie man die Muttersprache lernt. Ich lernte nicht nur den Gebrauch von Bedeutungen, sondern den Umgang mit ihnen, den gesellschaftlich geregelten Gebrauch von Sprachmaterial.
Das Berndeutsche «es geit» (es geht), zum Beispiel, war für mich ein Gemütszustand, den es nur in Lützelflüh gab und sicher nicht eine Entsprechung des «si do Krishti» in der Muttersprache.

Es erinnert mich an die Geschichte eines deutschen Juden in New York, der gefragt wurde, ob er nicht «happy» sei, in dieser Stadt leben zu können. Happy sei er schon, soll er geantwortet haben, aber nicht glücklich.
Fehler und deswegen kleine Lügen blieben noch eine Weile.
Hausweh (Halsweh) war bei mir immer in der Nähe von «Ausweh» (Allesweh), einem Zustand, den ich sehr genoss. Wenn schon weh, lieber alles weh. Der Schmerz erinnerte mich an richtiges, wahres Dasein.
Weinerlicher Italiener, sagte Frau R. zu mir, wenn ich Ausweh hatte. Häufig ging ich wegen Buechweh nicht zur Schule ...
Ich sprach Berndeutsch wie ein Kind, das mit zehn Jahren auf die Welt kommt.
«*Das Kind lernt nicht, dass es Bücher gibt, dass es Sessel gibt, etc. etc., sondern es lernt Bücher holen, sich auf Sessel setzen, etc.*» (Ludwig Wittgenstein.)

«Mein Sohn spricht besser als ich. Mein Sohn
weiss mehr als ich.
Was für eine Mutter bin ich?
Als er klein war, hatte er Hunger, schrie nach Brot
und ich hatte kein Brot.
Was für eine Mutter war ich?
Ich kam in die Schweiz und liess ihn im Dorf zurück.
Er sollte dort zur Schule. Er sollte haben
was ich nicht hatte.
Aber ich hielt es nicht aus. Ich fürchtete, er könnte mir
wie die anderen wegsterben.»

(Aus: «Das Lachen der Schafe», 2. Auflage, Bern 1998)

Die kommenden Sprach-Schritte konnte ich nicht mehr behalten. Sie wären schwer zu rekonstruieren. Alles ging schnell, zu schnell. Ich sprach plötzlich eine dritte Sprache, eine Art Muttersprache, die in meinem Ursprung, in meiner Familie nicht vorkam, nicht gedacht und nicht geahnt worden war. In dieser Zeit merkte ich, wie wenig meine Eltern die Fremdsprache kannten und verstanden. Sich in Anliegen, die über die Handlungen des Einkaufens und des Grüssens hinaus gingen, zu verständigen, fiel ihnen sehr schwer. Eigentlich war es ihnen unmöglich. Bei den Lehrern und bei den Ämtern musste ich ihre Rolle übernehmen.
Ich verlor so meine Eltern.
Es gab eine Zeit, da wollte ich diese Sprache nicht mehr sprechen. Sie hatte mich sozusagen zum Waisenkind gemacht. «Italienische Übertreibung!», würde Frau R. sagen. Gut, dann sag ich es anders: Die berndeutsche Sprache hatte mir eine Verantwortung gegeben, die ich nicht annehmen konnte, die Verantwortung, meine Eltern zu vertreten.
Zu dieser Zeit zog ich mich wieder in die Welt der Zahlen zurück. Ich sperrte mich zu Hause ein und löste irgendwelche Rechnungen. Meine Eltern glaubten, ich litt an etwas anderem, sie suchten nach Heftchen mit nackten Frauen. Nichts. Sie fanden nur Zahlen und schüttelten den Kopf.
Ich träumte von Muttersprache, von Muttersprache, die mich beschützen würde, wie eine zweite Haut. Sie sollte sein wie mein Körper, sie sollte mich zu mir bringen. Ich träumte, ich lernte Muttersprache an den tröstenden Wörtern meiner Mutter, die mir versprach, dass sie mir am nächsten Tag warmes, frisches Brot geben würde; ich lernte Muttersprache auf der Treppe zum Zimmer meiner Grossmutter, die mir Lieder aus einer alten, unwirklichen Heimat sang; ich lernte Muttersprache im Streit mit andern Kindern; ich lernte Muttersprache mit den Gedichten, die der Glöckner auf der Piazza aufsagte. Ich konnte sie nicht verstehen, aber sie schrieben sich in meinen Körper ein.
Als ich wieder aus meinem Zahlengefängnis kam, fasste ich den Entschluss, nie Mathematiker zu werden und wurde sehr traurig. Eine Trauer, die sich mit dem üblichen Weltschmerz vermischte und einige Jahre dauerte. Eine Trauer, die mich zum rettenden Gedanken brachte, dass ich ein Arlecchino war, ein Sprach-Arlecchino. Wie sein Kleid war mein Sprach-Kleid ein buntes Gemisch aus Sprach-Stoff-Fetzen. Ich wusste mit Bestimmtheit, dass ich nie so sein würde wie jemand, der nur in einer Sprache gross geworden ist, dass ich nie dieses Aufgehobensein und diese Sicherheit erreichen würde im Sprechen und im Schreiben. Die Rede würde sich immer ausserhalb von mir ereignen. In dieser Zeit veränderte sich mein Gesicht, bekam etwas Schalkhaftes und leicht Lügendes. In jeder meiner Sprachen war ich ein anderer.

Francesco Micieli

1956 Geburt in Santa Sofia d'Epiro (Italien).

1965 Übersiedlung in die Schweiz.

1976 bis 1981 Studium der Romanistik und Germanistik in Bern und Florenz.

1976 bis 1990 Schauspieler, Autor und Regisseur am Protheater Solothurn und am Theater am Scharfenegge Burgdorf.

Seit 1986 Schriftsteller und Librettist.

Franceso Micieli ist Dozent an der «Schule für Gestaltung Bern und Biel» und lebt als Autor in Bern.

Bücher:

«Trilogie einer Emigration» mit «Ich weiß nur, dass mein Vater große Hände hat», «Das Lachen der Schafe» und «Meine italienische Reise», Zytglogge, 1998

«Blues Himmel. Ein Album.», Zytglogge, 2000

Libretti für Musiktheater:

«Lachen der Schafe», Uraufführung Luzern 1991
«Winterreise», Uraufführung Luzern 1994
«Sommerfrische», Uraufführung an der Expo 2000 in Hannover
«Lamenti», Uraufführung Prag 2004
«Engel der Zukunft», Uraufführung Bern 2006